

Lewis Feynman

GENETICA

Thriller

Copyright Shaker Media 2009

Alle Rechte, auch das des auszugsweisen Nachdruckes, der auszugsweisen oder vollständigen Wiedergabe, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen und der Übersetzung, vorbehalten.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-86858-214-7

www.shaker-media.de

Die Sonne hatte noch eine erstaunliche Kraft an diesem heißen Septemberabend in Southfield, New Jersey. Über dem aufgeheizten Teer der Straßen brachte sie die Luft zum Flimmern. Es gab hier nicht viel, nur ausgedehnte Felder, staubige Straßen und alle paar Meilen eine Farm mit weißen Holzzäunen und silbrig glänzendem Getreidesilo. Ohne das Schild »New York 60 Meilen«, das an der kleinen Kreuzung stand, konnte man meinen, man war am Ende der Welt. Bis auf das Surren einiger fliegender Plagegeister war es fast still. Aus der Ferne dröhnte ein dumpfes Motorengeräusch, das langsam lauter wurde. Ein schwarzer Dodge war von der Hauptstraße abgebogen und fuhr den Hügel hinauf. Staub wirbelte hinter den Reifen auf. Auf dem Hügel lag die Whitfield Farm. Dort wohnte der alte Donald Whitfield allein und zurückgezogen. Er war eigentlich kein klassischer Farmer. Er hielt sich allerlei Vieh und die Felder brachten kaum genug Erträge, um die Farm am Leben zu halten. Er schlug sich so durch. Nach dem Tod seiner Frau vor einigen Jahren war er zum Eigenbrötler geworden, hatte nur sehr selten Besuch und kaum Kontakt zu seinen nächsten Nachbarn, deren Farm ein paar Meilen südlich lag.

Die Scheiben des Dodge waren dunkel getönt, sodass man nicht hineinschauen konnte. Der Wagen wurde langsamer und bog schließlich auf den Hof der Farm ein. Hunter beobachtete ihn argwöhnisch. Er hatte den Wagen bereits aus der Ferne kommen gehört. Nun bellte er laut in seinem Zwinger und sprang aufgeregt hin und her. Selbst für eine Dogge hatte er eine Respekt einflößende Größe mit seiner Schulterhöhe von über einem Meter. Der Wagen hielt in

der Mitte des Hofes und zwei dunkel gekleidete Männer mit Sonnenbrillen stiegen aus. Sie passten nicht hierher. Sie mussten aus Newark oder New York sein, jedenfalls nicht aus Southfield. Einer der Männer ging zur Tür, nahm seine Sonnenbrille ab und klingelte. Donald Whitfield hatte keinen Besuch erwartet. Sein Abendessen stand schon auf dem Tisch und nun störte ihn jemand. Er mochte es gar nicht, beim Essen gestört zu werden. Mit etwas verärgelter Miene öffnete er die Tür.

»Ja?«, fragte er den Fremden.

»Mr. Whitfield?«, entgegnete dieser.

»Ja doch. Steht hier an der Klingel und draußen am Tor! Wer sind Sie? Was wollen Sie? Machen Sie's kurz, mein Abendessen steht auf dem Tisch, und ich esse mein Steak nicht gern kalt.«

»Selbstverständlich, Mr. Whitfield, kein Problem.«

Der Fremde fasste in die Innentasche seines Anzugs, zog eine Pistole mit Schalldämpfer, richtete sie auf Whitfields Brust und drückte ab. Noch bevor dieser etwas sagen konnte, sackte er in sich zusammen und fiel zu Boden. Ohne zu zögern richtete der Fremde die Waffe auf Whitfields Kopf und drückte ein zweites Mal ab. Blut strömte unter dem Körper hervor und ergoss sich über die Holzdielen. Zielstrebig durchsuchte der Fremde nun das Haus. Er ging zunächst in die Küche, wo Whitfields Abendessen auf dem Tisch stand und noch dampfte. Es gab ein tellergroßes, gebratenes Steak mit Kartoffeln und eine Flasche Budweiser. Im Gehen nahm der Fremde eine der Kartoffeln vom Teller, steckte sie sich in den Mund und begab sich ins Wohnzimmer. Hier riss er die Türen des Schreibtisches auf und durchwühlte Ordner und Papiere. Dann durchsuchte er den alten Eichenholzschränk, doch er fand nichts, das ihn

interessierte. Über die Holztreppe im Flur stapfte er, ohne jede Hast, ins obere Stockwerk. Im Schlafzimmer schob er die Gardinen beiseite und blickte über die Felder. Es war ruhig. Es gab keinen Schrank, kein Fach, das er nicht aufriß und durchsuchte. Er trat ins Badezimmer. Beim Blick in den Spiegel entdeckte er einen kleinen Blutspritzer auf seinem Anzug. »Shit! Der war frisch gereinigt!«, fluchte er und nahm sich eines der Kleenex-Tücher aus der Plastikbox unter dem Spiegel. Doch der Blutspritzer ließ sich nicht entfernen. »Ich hasse diesen Job!«, wettete er erneut und ging wieder nach unten. Draußen wuchtete sein Partner bereits zwei Benzinkanister aus dem Heck des Wagens.

»Los, einer für dich und einer für mich. Ich das Haus, du den Schuppen und die Ställe. Und trödel nicht wieder so rum! Ich will heute noch fertig werden.«

Er nahm einen der Kanister und brachte ihn zum Schuppen. Der andere nahm den zweiten Kanister und ging zurück ins Haus. Im Wohnzimmer verschüttete er das Benzin über die Polster und den Boden, in der Küche goss er es über Kühlschrank und Herd. Er war bereits im Ansatz zum nächsten Schwung auf den Tisch, als er im letzten Moment abbrach. Er blickte auf den Teller, stutzte und steckte sich eine weitere Kartoffel in den Mund. Sodann übergoss er Esstisch und Stühle. Auf dem Weg nach draußen versprengte er das Benzin im Flur, schließlich besonders viel über den leblosen Körper Whitfields. Von dort legte er eine Benzinspur bis zur Mitte des Hofes, wo der Wagen stand.

Sein Partner hatte bereits den Schuppen besprengt und war gerade bei den Ställen, in denen Whitfield einige Schweine, Hühner und Kaninchen hielt. Hier schüttete er

das Benzin über die Ställe und legte ebenfalls eine Spur zurück zum Wagen. Die Männer warfen die leeren Kanister in den Laderaum und stiegen ein. Zufrieden zündete sich der Fahrer eine Zigarette an.

»Hast du zufällig etwas Salz dabei?«, fragte er seinen Partner.

»Nein, wozu?«

»Barbecue!«, sagte er grinsend und warf das brennende Streichholz aus dem Fenster.

Rasend schnell liefen die Flammen über den Boden. Sie teilten sich an der Stelle, wo die Benzinspuren zusammentrafen. Nun schossen zwei Flammenbänder getrennt auf Haus und Schuppen. Innerhalb weniger Sekunden loderten meterhohe Flammen im Haus und in den Ställen.

Die Abendsonne stand bereits tief und rot am Himmel, als der Wagen sich langsam in Bewegung setzte und den Hof verließ. Reglos lag Hunter in seinem Zwinger. Blut lief über sein schwarzes Fell und sickerte neben ihm in den trockenen Boden. Der Wagen zog eine leichte Staubfahne hinter sich her, als er wieder hinter den Hügel verschwand und die eigentümliche Stille der Landschaft zurückkehrte.

2

Der Hörsaal des Instituts für Molekularbiologie der Universität Princeton war bis auf den letzten Platz besetzt. Studenten, die keinen Platz mehr ergattert hatten, saßen auf den Treppen zwischen den Sitzreihen.

Der Mann auf dem Podium trug Jeans und ein buntes, weit geöffnetes Hawaiihemd, unter dem seine sonnengebräunte, muskulöse Brust hervor schien. Er war groß, sportlich und hatte dunkle, fast schwarze, wellige Haare. Er musste Ende vierzig sein, aber durch seine dunkelbraunen Augen und den weit geöffneten Mund strahlte ein spitzbübisches, jungenhaftes Lächeln. Äußerlich erschien Richard Price kaum wie der Professor einer altehrwürdigen Universität, aber gerade das machte ihn für viele seiner Studenten umso interessanter.

Price tippte auf seinen Laptop und blickte zur Projektionswand, auf der eine überdimensionale DNS-Struktur erschien.

»Nun, meine Damen und Herren, deswegen also sind Sie hier! Der Grundbaustein allen Lebens, die Desoxyribonukleinsäure, kurz DNS. Ist sie nicht wunderschön?«

Durch einen kurzen Tastendruck versetzte Price die DNS in eine langsame Rotation.

»Sie ist in jedem Bakterium, in jedem Grashalm, in jedem Blatt eines Baumes, in jeder Zelle Ihres Körpers!«

Price tippte erneut auf seinen Laptop und es erschien ein altes Schwarz-Weiß-Foto mit zwei Männern, die vor einer gotischen Kapelle standen. Beide trugen altmodische Tweed-Sakkos und Krawatten. Der linke, mit hoher Stirn, etwa Ende dreißig, trug eine Weste unter dem Sakko, die Hände lässig in den Hosentaschen, und grinste. Der rechte, vielleicht Anfang zwanzig, mit total zerzausten Haaren, trug einen Pullunder mit V-Ausschnitt, hielt die Hände hinter dem Körper und lächelte etwas verlegen.

»Am 25. April 1953 erschien in der Zeitschrift *Nature* ein Artikel mit dem Titel: *Molekulare Struktur der Nukleinsäuren – Eine Struktur für die Desoxyribonuklein-*

säure«. Die Autoren waren der gerade fünfundzwanzig Jahre alte Biochemiker James D. Watson, hier rechts im Bild, und der Physiker Francis Crick, damals siebenunddreißig. Ihr Artikel steht für eine der wichtigsten wissenschaftlichen Entdeckungen des vergangenen Jahrhunderts – der Strukturaufklärung der DNS. Es dauerte weitere neun Jahre, bis die wissenschaftliche Tragweite dieser Arbeit so weit anerkannt war, dass die beiden, gemeinsam mit dem Physiker Maurice Wilkins, 1962 dafür den Nobelpreis erhielten. Watson und Crick arbeiteten im Cavendish-Laboratorium im englischen Cambridge, während Wilkins seine röntgenografischen Arbeiten im Londoner King's College anfertigte. Wäre der Nobelpreis nicht so spät verliehen worden, so hätte wohl auch Rosalind Franklin, die ebenfalls im King's College arbeitete, den Nobelpreis erhalten. Ihre Röntgenaufnahmen waren ein wichtiger Bestandteil für die Arbeit von Watson und Crick, die das Puzzle der damals verfügbaren Daten durch das Postulat der Doppelhelix zusammenfügten. Leider starb Rosalind Franklin bereits 1958, im Alter von nur achtunddreißig Jahren, und Nobelpreise werden nicht posthum vergeben.«

Price blickte in die Reihen der Studenten, die ihm aufmerksam folgten, und kehrte zur Grafik der DNS zurück.

»Zwei Ketten aus Polynukleotiden, um ihre Längsachse drehend in sich verwunden – eine perfekte Doppelhelix. Jedes Nukleotid enthält eine Base, einen Zuckerrest und einen Phosphorsäurerest. Der Zucker in der DNS ist die Desoxyribose – die Namen aller Zucker enden mit -ose, wie Sie hoffentlich noch aus ihrer Schulzeit wissen, also zum Beispiel Fructose, Glukose, Maltose und so weiter. Nun, bei der DNS ist es also die Desoxyribose. Die Basen

der DNS werden in der künftigen Diskussion noch eine besondere Rolle spielen. Die aneinandergereihten Nukleotide unterscheiden sich nämlich nur in den Basen, sodass jedes Nukleotid eindeutig durch Nennung seiner Base charakterisiert wird. Es sind dies die Basen Adenin, Guanin, Cytosin und Thymin, kurz A, G, C und T. Sie sind wie die Buchstaben im genetischen Alphabet. Wenn Sie so wollen, kommt das Buch des Lebens mit ganzen vier Buchstaben aus. Stellen Sie sich einen Einzelstrang der DNS als eine Abfolge dieser Basen vor. Würden Sie sich der Mühe unterziehen, diese Abfolge einmal niederzuschreiben, so hätten Sie eine Enzyklopädie mit rund fünfzigtausend Seiten! Zwei solcher Einzelstränge sind in der DNS zu einem Doppelstrang verbunden. Dabei paart sich Adenin stets mit Thymin, und Guanin mit Cytosin. Sie finden also stets AT und GC, niemals umgekehrt. Merken Sie sich das. Beide Stränge sind somit *komplementär* zueinander, gewissermaßen verhalten sie sich wie Positiv und Negativ. Sollte durch einen Defekt einmal eine Base oder eine Reihe von Basen an einem Strang verloren gehen, so kann dieser sehr einfach wieder repariert werden, da nur die jeweils komplementären Basen wieder ergänzt werden müssen.«

Immer wieder schaute der Professor prüfend in die Reihen um sich zu vergewissern, dass ihm auch alle folgen konnten. Price fuhr fort:

»Ein Gen enthält zwischen zehntausend und zweihunderttausend Basen, ein Chromosom enthält einige Hundert bis Tausend Gene, die Gesamtheit aller sechsundvierzig Chromosomen eines Menschen schließlich enthält rund achtundzwanzigtausend Gene. Das ist eigentlich ziemlich enttäuschend für die selbst ernannte Krone der Schöpfung. Schon unser Darmbakterium *Escherichia coli*

besitzt etwa fünftausend Gene, der Fadenwurm *Caenorhabditis elegans* neunzehntausend, und eine Reispflanze sogar über fünfzigtausend! Sie sehen, der Mensch hebt sich hier nicht gerade ab. Nun, wenn ich hier von Genen rede, meine ich proteincodierende Gene, also solche, die als Bauplan für die Proteinsynthese dienen. Faktisch bestehen aber weniger als zwei Prozent der DNS aus proteincodierenden Genen. Der ganze ›Rest‹, immerhin achtundneunzig Prozent, scheint auf den ersten Blick funktionslos zu sein. Ich betone ›scheint‹. Sie dienen zumindest nicht als Bauplan für Proteine, welche letztlich unsere Körperfunktionen über Stoffwechselforgänge kontrollieren. Ein Großteil Ihrer Körperfunktionen wird über Hormone gesteuert oder zumindest durch sie beeinflusst. Egal, ob Sie Lust auf Sex haben, Angst vor der Dunkelheit oder gerne Schokolade essen. Nun, meine Damen, dass soll natürlich keine bequeme Entschuldigung für Sie sein ...«

Hämisches Grinsen machte sich in der männlichen Fraktion des Hörsaals breit. Im Auditorium reckte sich ein Arm in die Höhe.

»Ja, Paul?«, fragte Price, der viele seiner Studenten bereits nach wenigen Tagen mit Namen kannte.

»Wenn nur zwei Prozent der DNS proteincodierend sind, und es die Proteine sind, die unsere Körperfunktionen steuern, wozu ist dann der ganze Rest? Ich kann nicht glauben, dass wir achtundneunzig Prozent unnützen Ballast mit uns herumtragen.«

»Sehr guter Einwand, Paul!«, entgegnete Price. »Es ist kaum vorstellbar, dass wir nur irgendwelchen evolutionären DNS-Schrott mitschleppen. Der kleine Bereich, dessen Funktion wir kennen, ist wie die Spitze eines riesigen Eisbergs. Wir sind gerade erst dabei, die Bedeutung des Restes

zu verstehen, der sich unter der Wasseroberfläche verbirgt. Vermutlich werden große Teile der DNS zu ihrer Selbststeuerung verwendet. Die DNS hat von ihrem Programmierer fantastische Eigenschaften mit auf den Weg bekommen. Sie kann sich eigenständig reparieren und verändern, kann auf Einflüsse von außen reagieren und vieles mehr. Die Funktionen der großen Abschnitte der DNS *zwischen* den proteincodierenden Genen liegen praktisch noch völlig im Dunkeln. Darüber hinaus spielt die Struktur des Chromatins, also der Proteinhülle, die die DNS wie eine Schutzschicht umgibt, wahrscheinlich eine wesentliche Rolle. Im Gegensatz zur DNS kann diese Hülle viel einfacher Veränderungen unterliegen als die DNS selbst. So, wie wir die Abfolge der proteincodierenden Codons auf der DNS als *genetischen Code* bezeichnen, so bezeichnen wir die zwischen den Genen und in der Struktur der Chromatinhülle gespeicherte Information als den *epigenetischen Code*. Die gesamte Molekularbiologie und die Gentechnik basieren auf dem Verstehen des genetischen *und* des epigenetischen Codes.« Price klappte seinen Laptop zu.

»Alles Leben ist DNS. Ohne DNS keine biologische Evolution, keine Zellteilung, keine Proteinproduktion, keine Frühlingsgefühle und kein Spiel der Tigers am nächsten Samstag! Sie steuert wahrhaft alles in Ihrem Leben – die pränatale Evolution im Bauch Ihrer Mutter, Ihr späteres Aussehen, Ihre Pubertätsprobleme, Ihre Lust auf ein gutes Steak, Ihren Kinderwunsch genauso wie Ihre Alterung und schließlich – Ihren Tod. Sie ist Ihre Vergangenheit und Ihre Zukunft! Alles ist in der Struktur der DNS festgelegt. Sie glauben, Sie haben die Freiheit über Ihre eigenen Entscheidungen? Nun, ich fürchte, Sie könnten im Laufe dieser Vorlesung ein wenig Ihrer Illusionen beraubt werden.

Sie werden in dieser Grundvorlesung für Molekularbiologie lernen, wie die DNS aufgebaut ist und wie sie funktioniert. Sie werden verstehen, wie sie die Proteinsynthese steuert, welche wiederum die Funktionen ihres Körpers kontrolliert und aufrechterhält. Und ja, Sie werden lernen, wie man sie verändert, sie manipuliert, ihr neue Eigenschaften gibt, oder bestehende Funktionen abschaltet. Ich möchte, dass Sie sich in Ihrem weiteren Studium, egal, ob Sie ein Tier sezieren oder eine Zellkolonie behandeln, stets bewusst sind, welcher Akt der Schöpfung notwendig war, um das vor Ihnen liegende Leben hervorzubringen. Demut und Verantwortung, das erwarte ich von Ihnen als künftige Wissenschaftler und Ärzte. Vergessen Sie das nie!« Price machte eine kurze Pause. »Also, ich sehe Sie dann nächsten Montag um viertel nach zehn an gleicher Stelle. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.«

Lautes Klopfen und Klatschen aus dem überfüllten Hörsaal begleitete den Abgang des Professors vom Podest. Price war legendär für seine Einführungsvorlesungen, zu denen auch oft Zuhörer aus anderen Fakultäten kamen, nur um ihn zu sehen.

In einer der hinteren Reihen saß ein junger Mann mit kurzen dunkelbraunen Haaren und tiefblauen Augen, der die Szenerie mit einem inneren Lächeln betrachtete. Es war Jason Steinberg, der die Atmosphäre des Hörsaals wie ein Schwamm in sich aufzog. Gerade fünfundzwanzig geworden und mit einem Harvard-Diplom in der Tasche war er nach Princeton gekommen, um bei Price seine Doktorarbeit in Molekularbiologie zu schreiben. Er hatte großes Glück, die Stelle bei Price bekommen zu haben, der international bekannt und schon mehrfach für den Nobelpreis im Gespräch war. Price erhielt zahllose Bewerbungen von

Studenten mit erstklassigen Leistungen, die bei ihm promovieren wollten, doch er hatte nie mehr als drei Doktoranden in seinem Team. Der Wechsel nach Princeton war der vorläufige Höhepunkt in Jasons junger wissenschaftlicher Karriere – nicht schlecht für einen Jungen aus einfachen, kleinbürgerlichen Verhältnissen. Aufgewachsen war er in Lowell, einer unspektakulären, eher langweiligen Kleinstadt westlich von Boston, wo sein Vater als Lehrer für Geschichte am örtlichen College arbeitete und seine Mutter Anwältin in einer kleinen Kanzlei war.

Die Massen strömten aus dem Hörsaal. Auch Jason machte sich auf den Weg in sein Studentenwohnheim. Das Wohnheim, ein neugotischer Bau der dreißiger Jahre aus grauen Natursteinen, mit allerlei Erkern, Bögen und Giebeln, lag am südwestlichen Rand des Campus, eingebettet in ein weiches Kissen aus sattgrünen Rasenflächen und hochgewachsenen Ahornbäumen, deren Blätter sich bald verfärben und den nahenden Herbst ankündigen würden. Jason hatte sich sofort in das Gebäude verliebt, erinnerte es ihn doch an die ehrwürdigen Mauern von Oxford und Cambridge. So fühlte er sich ein wenig wie im guten alten England und genoss die Illusion einer über Jahrhunderte gewachsenen Tradition.

3

Eigentlich war Princeton ein beschauliches Städtchen mit kaum zwanzigtausend Einwohnern, auf halbem Wege zwischen New York und Philadelphia, von denen es jeweils

rund sechzig Meilen entfernt lag. Für die Princetonians, wie sich die Einwohner Princetons nannten, gab es alles, was man in einer Kleinstadt brauchte: eine Kirche, einen gepflegten Friedhof, zahlreiche Parks, Schulen mit exzellentem Ruf und drei Shoppingmalls. Durch die Nähe zu New York kamen im Laufe der Jahre immer mehr Pendler, die das Leben im fast ländlichen Princeton dem der hektischen Mega-Metropole vorzogen. Es gab einfachen, bezahlbaren Wohnraum genauso wie noble Villenanwesen, hohe Sicherheitsstandards, eine hervorragende Universität und nicht zuletzt die Basis für exzellente Netzwerke zu den Eliten des Landes. Man traf sich im Förderverein für die Universität, beim sonntäglichen Golfen oder im Rotary Club. Wer hier Zugang hatte, der verfügte zumeist über direkten Kontakt zu den Zentren der Macht an der Wallstreet oder in Washington.

Princeton legte Wert auf Traditionen. Zu diesen gehörten neben allerlei Festivitäten und Veranstaltungen die Eröffnungs- und Abschlussfeiern eines jeden akademischen Jahres. Dieses Jahr hatte man Glück: Spätsommerliche Temperaturen, blauer Himmel und ein leichter Wind boten ideales Grillwetter. Jason hatte es nicht weit von seinem Wohnheim zur Madison Hall, wo eines der Barbecues stattfand. Als er eintraf, war der Platz vor der Hall schon gut besucht.

»Hi Jason, auch ein paar Grillwürstchen erlegen?«, hörte er hinter sich rufen. Es war Walter Bishop, der ebenfalls bei Price seinen Doktor in Molekularbiologie machte. Walter war selbst für Princeton-Verhältnisse ein echter Überflieger. Er hatte bereits in seiner Schulzeit die ersten Preise bei Wissenschaftswettbewerben eingeheimst. Auch Walter stammte aus einfachen Verhältnissen. Sein Vater

war Finanzbeamter in Seattle und seine Mutter arbeitete ehrenamtlich bei einer Organisation zur Betreuung Obdachloser. Sie hätten sich unter normalen Umständen nie die siebenundzwanzigtausend Dollar jährlicher Studiengebühren für ihren Sohn leisten können, um ihn nach Princeton zu schicken. Aber Princeton war sehr großzügig bei der Vergabe von Beihilfen an begabte Studenten, deren Eltern die Studiengebühren nicht aufbringen konnten. Und mit seinem IQ irgendwo jenseits der hundertsechzig war es für Walter kein Problem, eines der begehrten Stipendien zu bekommen. Auch er war wegen Price hier, und Walter war sicherlich eines der besten Pferde im erlesenen Doktorandenstall des Professors. Dazu kam, dass er ein völlig normaler und netter Typ war. Man sah ihm sein Potenzial nicht an. Er wirkte eher unscheinbar, blass und immer etwas mager und kränklich. In Diskussionen aber entpuppte er sich als ein brillanter Rhetoriker mit einer außergewöhnlichen Allgemeinbildung.

»Hi Walter! Wie wär's, ich bring dir zwei superleckere Würstchen mit und du besorgst uns zwei Bier, o.k.?«, schlug Jason vor.

»Deal!«, entgegnete Walter zustimmend und entschwand in der Menge. Kurze Zeit später saßen beide auf dem Rasen und stießen an.

»Also, auf ein gutes Semester!«, prostete Jason Walter zu.

»So sei es!«, kommentierte Walter beschwörend.

»Wo bleibt Michael?«, fragte Jason.

»Weiß nicht. Er wollte auf jeden Fall kommen. Vielleicht ist er noch bei seinen Mäuschen«, grinste Walter vieldeutig.

Michael Woodward, der dritte von Prices Doktoranden, war schon kurz vor Fertigstellung seiner Arbeit. Wenn man

von Michaels Mäuschen redete, konnten das entweder attraktive weibliche Zweibeiner oder niedliche weiße Labormäuse sein, mit denen Michael arbeitete. Man wusste nie, was er schneller austauschte, die Zweibeiner oder die Vierbeiner. Außerdem hatte er die Angewohnheit, seinen Labormäusen weibliche Vornamen zu geben, was die Sache nicht gerade einfacher machte, wenn er mal wieder von »Experimenten mit Cindy« oder »Problemen mit Betty« redete. Manchmal hatte man den Eindruck, er mochte seine Labortiere mehr als seine wechselnden Freundinnen. Doch seine Tierversuche waren unter den Studenten mindestens so umstritten wie sein Umgang mit Frauen.

»Wenn man vom Teufel spricht ...«, sagte Jason, als wenig später Michael auftauchte.

»Darf ich euch Joanne vorstellen?«, begrüßte er die beiden und blickte auf seine junge blonde Begleiterin. »Joanne ist im dritten Semester Bio und interessiert sich brennend für Molekularbiologie!«

»Ach ja?«, entgegnete Walter. »Dann hat sie ja einen echten Experten gefunden, der sie in die Materie einführen kann ...« Er setzte noch eins drauf und sagte mit ernster Miene: »Wir dachten, du wärst noch bei Cindy und Betty?« Joannes Blicke verfinsterten sich.

»Lass dir nichts einreden, Kleines«, erwiderte Michael. »Cindy und Betty sind nicht mehr unter den Lebenden.« Joanne blickte verwirrt. »Ich meine, ich habe sie entsorgt, also – es sind halt Versuchstiere, verstehst du?« Joanne verzog die Mundwinkel.

»Los, gib mir ein Glas Weißwein aus!«, befahl sie Michael und zog ihn weg.

»Bis dann Leute, netten Abend noch«, verabschiedete sich Michael.

»Lass uns reingehen, es wird kühl«, schlug Jason vor.

Sie gingen in die festlich dekorierte Madison Hall. Walter organisierte zwei weitere Biere, die Band spielte Rock 'n' Roll der Fünfziger und es versprach, noch ein netter Abend zu werden. Jason musterte die Partygäste. Da waren sie alle, die künftigen Lenker der Nation: angehende Bundesrichter, Senatoren, Minister und, wer weiß, vielleicht einer der nächsten Präsidenten der Vereinigten Staaten. Es war eben dieses Netzwerk einer heranwachsenden Elite, die Eltern dazu veranlasste, ihre Sprösslinge nach Princeton zu schicken, ein Netzwerk aus Politik und Industrie, aus Macht und Geld, vor allem aus viel Macht und sehr viel Geld. Jason genoss es, sich in dieser illustren Gesellschaft zu bewegen, wenngleich er sich nicht wirklich zu ihr gehörig fühlte. Doch er liebte diesen brodelnden Topf voller neuer Ideen und energiegeladener junger Leute, die nicht abwarten konnten, die Welt zu verändern. Jason nippte genüsslich an seinem Bier, als er plötzlich aus seinen Gedanken gerissen wurde, da sein Blick auf ein junges, hochattraktives weibliches Wesen auf der anderen Seite des Saales fiel. Jason hatte schon viele gut aussehende Studentinnen auf dem Campus gesehen, aber dieses zauberhafte Etwas war ihm noch nicht begegnet, das wusste er genau. Die zierliche junge Frau trug ein leichtes, beigefarbenes Sommerkleid, die langen dunkelbraunen Haare fielen über ihre nackten Schultern und unter den perfekt symmetrischen, dunklen Augenbrauen strahlten zwei tiefdunkle, rehbraune Augen. Jason war hingerissen.

»Vergiss es!«, holte ihn Walter unsanft aus seinen Gedanken.

»Du kennst sie?«, fragte Jason erstaunt.

»Kate Bromfield, Tochter von Senator Richard Theodor Bromfield. Dem Demokraten mit besten Beziehungen nach Washington. Persönlicher Freund des letzten demokratischen Präsidenten der Vereinigten Staaten. Eben dieser Bromfield. Sie studiert im fünften Semester Politik und Geschichte«, spulte er trocken herunter.

»Echt? Woher kennst du sie?«

»Michael hatte mal eine Flamme, da war sie im Schlepptau. Aber sie blickte sofort, was sich ihre Freundin da geangelt hatte und ward nicht mehr gesehen. Schlaues Mädchen.«

»Du musst mich unbedingt mit ihr bekannt machen! Am besten jetzt gleich!«, forderte Jason.

»O.K.«, entgegnete Walter, »ich hab's wohl irgendwie nicht richtig rüber gebracht: VERGISS ES! Die ist drei Nummern zu groß für dich. Sie wird dich nicht einmal wahrnehmen. Außerdem ist sie, glaube ich, schon liiert.«

»Ist sie oder glaubst du? Na los, mach schon!«, insistierte Jason.

»Du überschätzt dich, mein Freund. Aber gut, wenn du meinst, dein Ego kann nichts erschüttern – komm mit.«

Kate plauderte angeregt mit einer Freundin und war offensichtlich gut gelaunt. Die Zeichen schienen günstig. Langsam schlichen die beiden Jäger durch die Menge wie Löwen durch das hohe Gras afrikanischer Savannen, immer die Beute vor Augen. Nach wenigen Augenblicken standen sie vor Kate und ihrer Freundin. Die beiden schreckten auf und blickten Jason und Walter verwundert an.

»Hi Kate, kennst du mich noch?«, fragte Walter mit einem unschuldigen Lächeln.

»Äh, ja also, Claire, das ist, äh ...«

Kate hatte offenbar keine Ahnung, wer Walter war. Na super, dachte Jason, das geht ja wohl voll daneben! Er musste eingreifen und die Situation retten.

»Das ist das Erstaunliche an Walter. Der vermutlich klügste Kopf auf dem Campus und keiner kennt ihn. Und wenn er erst mal den Nobelpreis hat, sagt jeder, er wäre gemeinsam mit ihm in Princeton gewesen! Jason Steinberg, Molekularbiologie, genau wie Walter, freut mich!« Jason streckte den beiden die Hand entgegen.

»Ach ja, Walter, der Freund von Michael, richtig?«, sagte Kate, sichtlich erleichtert, die beiden nun einordnen zu können.

»Genau. Ist schon eine Weile her«, meinte Walter entschuldigend.

»Ihr seid also bei diesen modernen Frankensteins?«, fragte Kate provozierend.

»Na ja, Molekularbiologie, wie gesagt. Michael, Walter und ich promovieren bei Professor Price. Und was Shelleys Ungeheuer betrifft, so passen unsere doch schon in kleinste Reagenzgläser.« Jason lächelte.

»Was sie nicht minder gefährlich macht, nicht wahr?«, sagte Kate schlagfertig und hob dabei eine ihrer entzückenden Augenbrauen.

Jason sah bereits freudig einer kontroversen Diskussion mit ihr über Fluch und Segen der Genforschung entgegen, als plötzlich ein groß gewachsener Beau mit dunkelblauem Sakko und Halstuch mit Jacquardmuster seine Hände um Kates Taille legte und sie auf die Wange küsste.

»Na Liebes, kaum bin ich aus den Augen, schon betrügst du mich! Möchtest du uns nicht vorstellen?«

»Peter, das sind Walter und Jason. Molekularbiologie. Walter, Jason, das ist Peter, mein Verlobter.«

»Komm Liebes, ich möchte dich meinem ehemaligen Professor vorstellen.«

Der Beau legte seinen Arm um Kates Schulter, drehte sie sanft aber bestimmt in eine andere Richtung und nahm sie mit. Jason war entsetzt. Niederlage auf der ganzen Linie. Das hübscheste Wesen, das er seit wer weiß wie lange getroffen hatte – und dann das. Ein Freund wäre ja noch akzeptabel gewesen, alles andere eh erstaunlich, aber gleich ein Verlobter? Der Abend war gelaufen.

»Wie ich sagte ...«, murmelte Walter.

Jason seufzte. »Weißt du, Walter, im Grunde spielt die Natur ja nur Lotto mit uns. Jeder Mensch ist ein Los in der großen Trommel der Evolution. Und ich bin eins, wo draufsteht: Leider verloren!«

Die beiden gingen nach draußen, um frische Luft zu schnappen. Es war bereits dunkel und im Lichtschein der aufgestellten Lampen schwirrten Myriaden von Mücken, zu denen sich einige Nachtfalter gesellten.

»Also Walter, machen wir Schluss für heute. Ich mach mich auf ins Bett. Morgen wartet eine Menge Arbeit auf mich. Ich bin am Montag bei Price, um die ersten Versuche durchzusprechen. Wir sehen uns dann morgen im Institut, ja?«, sagte Jason und entschwand Richtung Wohnheim. Dort angekommen lag er noch fast eine Stunde wach in seinem Bett und versuchte vergeblich, einzuschlafen. So sehr er sich auch bemühte, es gelang ihm nicht, Kates Bild aus dem Kopf zu bekommen. Kein Zweifel, es hatte ihn schwer erwischt.